



*RAPID EYE MOVEMENT AM HALENSEE*  
MARTIN VON KOPPENFELS

---

Martin von Koppenfels ist Professor für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft mit Schwerpunkt Romanistik an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Geboren 1967, Promotion in Allgemeiner und Vergleichender Literaturwissenschaft am Peter-Szondi-Institut der FU Berlin (1996), Habilitation am gleichen Institut (2007). Leiter der Nachwuchsgruppe „Rhetorik der Immunität“ (2003–2008), Professor für Literaturwissenschaft an der Universität Bielefeld (2007–2010). Paul-Scheerbart-Preis für Lyrikübersetzung der Ernst Maria Ledig Rowohlt-Stiftung für die Übersetzung von F. García Lorca, *Dichter in New York* (2001), Anna Krüger-Preis des Wissenschaftskollegs (2009), Mitglied der Jungen Akademie an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften/BBAW (2004–2009), seit 2009 Ordentliches Mitglied der BBAW. Veröffentlichungen: *Einführung in den Tod: Garcia Lorcas New Yorker Dichtung und die Trauer der modernen Lyrik* (1998); *Immune Erzähler: Flaubert und die Affektpolitik des modernen Romans* (2007); *Schwarzer Peter: Der Fall Littell, die Leser und die Täter* (2012); *Infame Perspektiven* (hrsg. mit Julian Klein, Marion Hirte und Thomas Jacobsen, 2015); *Handbuch Literatur und Emotionen* (hrsg. mit Cornelia Zumbusch, 2016). – Adresse: Institut für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft, Ludwig-Maximilians-Universität München, Schellingstraße 3, 80799 München. E-Mail: koppenfels@lrz.uni-muenchen.de.

Aus der Stadtplan-Perspektive erscheint das Wissenschaftskolleg eingeklemt zwischen traumatischen Markierungen: unten die Kreuzung, an der 1922 Walther Rathenau von rechtsradikalen Studenten ermordet wurde, oben der See, in dem sich 1971 der

bedeutendste deutschsprachige Literaturwissenschaftler der Nachkriegszeit ertränkte, dazwischen eine Villa, die aus dem Räubernachlass des fetten Hermann Göring stammt – beste Lage, Gleis 17 fußläufig erreichbar – kann es einen passenderen Ort geben, um über Alpträume nachzudenken? Allerdings müssten es wohl deutsche Alpträume, es müsste der Alptraum Deutschland sein, über den hier geforscht wird. – Doch schon die Stadtplan-Perspektive wirft gewisse Fragen auf, die allein auf ihrer Grundlage nicht zu beantworten sind: Liegt dieser Ort überhaupt in Deutschland? Liegt er auch nur in Berlin? Wer würde ernsthaft behaupten, dass der Bezirk Grunewald ein Teil des heutigen Berlin sei? Und dann noch dieses Grunewald: Irgendwo im Jemandland, unter altem Baumbestand, umzwischert von einer Artenvielfalt, die selbst hartgesottene amerikanische Ornithologen blass werden lässt, umsummt von einer Sprachvielfalt von unverkennbar zauberbergischer Qualität, inklusive Russentisch, *table francophone* und – Gipfel der Exotik – dem Deutschtisch, an dem sich die Konsonanten ballen wie Spelzen im Vollkornbrot. Dazu eine legendär angenehme Arbeitsatmosphäre und eine Familienpolitik, die einmal nicht leere Worthülse, sondern vorbildlich umgesetzt ist: Nein, das kann unmöglich Deutschland und schon gar nicht akademisches Deutschland sein!

Kein Zweifel, es hat uns an einen dieser Keinorte Nirgends verschlagen, an denen die Realität in eine traumhafte Distanz gerückt ist und gerade dadurch eine Ruhe der Betrachtung zulässt, wie sie unter dem Namen Wissenschaft vielleicht einmal gedacht war. Gediogene Paneele, effizienter Bibliotheksservice, auf- und abschwellendes Fellowgemuhr erzeugen in ausgelaugten Professorenhirnen eine milde Trance, die das hektische Geschiebe mehr oder minder projektförmiger Gedanken wieder durchsichtig macht – beispielsweise auf politische Wirklichkeiten. Tatsächlich ist eine derart internationale Zusammenballung von Intellektuellen ein Spinnennetz mit Signalfäden in viele verschiedene Richtungen – viele verschiedene politische Welten. Und das akademische Jahr 2015/2016 war ein höchst politisches Jahr. Es begann pünktlich am 4. September mit der Öffnung der deutsch-österreichischen Grenze für Flüchtlinge der Balkanroute, ging – immer begleitet vom dumpfen Hintergrundgewummer des Trump'schen Vorwahlkampfes – über die Anschläge in Paris und Brüssel fort und schien einen würdigen Abschluss im britischen Brexit-Referendum am 23. Juni zu finden; allerdings nur, um im Juli nach kurzer Verschnaufpause und ohne Rücksicht auf den akademischen Kalender der Grunewald-Enklave, noch einmal böse Fahrt aufzunehmen. Im Energiezentrum des Kollegs – dem Refektorium der Wallotstraße 19 – überkreuzten sich die mit diesen Ereignissen verknüpften britischen, französischen, russischen, kanadischen, israelischen,

türkischen etc. Signalfäden in permanenter Vibration. Der Zauberberg ist eben auch ein Teufelsberg mit in alle Richtungen gespitzten Radarohren.

All dies – der schwankende geschichtliche Untergrund, die innige Distanz zur wirklichen Welt, das vibrierende Netz – erwies sich als tragfähige Basis für ein Arbeitsvorhaben mit dem Titel *Annäherung an eine Poetik des Alptraums* – gerade weil der Kontrast nicht größer sein könnte zwischen der laubigen, sonnigen Rahmung und der mitgebrachten Dunkelheit des Projekts. Aus folgendem Grund schien das Wissenschaftskolleg der richtige Ort, um dieses Vorhaben voranzutreiben: Dessen Gegenstand bringt gewisse Anforderungen mit sich, die nicht primär methodischer Art sind, jedoch methodische Konsequenzen nach sich ziehen. Ohne die Bereitschaft, sich ernsthaft und persönlich – d. h. ohne den Schutzvorbau einer empirischen Forschungsapparatur – auf die Frage nach der Funktion negativer Gefühle in Texten einzulassen, hätte es gar nicht begonnen werden können. Sich in die Struktur von Alpträumen und ihrer literarischen Äquivalente zu vertiefen, ist mehr als nur eine intellektuelle Belastung. Diese Belastung schloss es meiner Einschätzung nach aus, das Vorhaben anders als in Gestalt eines individuellen Forschungs- und Schreibprojekts anzugehen. Ein „sicherer Ort“ (Ernest Hartmann) wie das Wissenschaftskolleg konnte als Basislager für eine derartige Exkursion jedenfalls nicht schaden.

Ebenso wenig wie ein Umfeld, in dem es von ästhetisch affizierten Ornithologen und objektverliebten *historians of material culture* wimmelte, die mir täglich vor Augen führten, dass Forscherglück auch aus anderem gewonnen werden kann als aus der gelungenen Erhellung von Dunklem – beispielsweise aus der Schönheit des Gegenstandes selbst: ganz gleich ob es sich um *club-winged manakins* handelt (Keulenschwingenpipras, die bekanntlich zu den Schnurrvögeln gezählt werden) oder um *frillfin gobies* bzw. Krausflossengrundeln, um Zebrastreifen oder differentielle Mottencamouflage, um den Werkzeugkasten der *Oldowan tools*, um die Praxis des *kyliqegorein* oder „Über-den-Becher-Redens“, um römisches Fensterrecht oder um phanariotische Trachten aus der Walachei. Der latente Rechtfertigungsdruck gegenüber den mit fröhlicheren Gegenständen gesegneten, vielleicht auch einer fröhlicheren Wissenschaft huldigenden Fellows wirkte dabei als Produktivkraft: Man muss erklären können, warum man sich mit Angstträumen befasst – gerade als Vertreter einer Disziplin, die so viel mit Wunschträumen zu tun hat wie die Literaturwissenschaft. Hingegen verbietet es sich meines Erachtens bei diesem Gegenstand das Prinzip Teamwork: die Nähe zum Trauma ist zu groß, als dass man Mitarbeiter hineinziehen möchte. In der Tat: Der einsame Schreibtisch in

der Wallotstraße war genau der richtige Ort, um sich ins imaginäre Schlaflabor der Literatur zu begeben und sich dem *rapid eye movement* des Lesens auszusetzen.

Wenn man wie der Verfasser dieser Zeilen ans Wissenschaftskolleg kommt, nicht um ein Buch abzuschließen, sondern um es anzufangen, dann kann man einerseits die offenen Horizonte, die das Kolleg bietet, voll auskosten, man ist andererseits den unvorhersehbaren Kräften des Fellowgesprächs auf andere Weise ausgesetzt als ein Forscher, der die Zeit im Grunewald nutzt, um weit Gediehenes dem Ende entgegenzuführen. Das gilt zumal für ein Projekt, das sich im derzeit verwaisten methodischen Grenzgebiet zwischen Literaturwissenschaft und Psychologie/Psychoanalyse bewegt (nicht einmal der letzte Schrägstrich versteht sich von selbst) und darauf angewiesen ist, Tragödientheorie, Emotionsforschung, Traumpsychologie und Traumaforschung zusammenzuführen. In einem intellektuellen Umfeld, in dem in diesem Jahr die Historiker dominierten, war es eine besondere Herausforderung, einen anthropologischen Bezugspunkt wie den Angst- oder Alptraum für die Arbeit an einem durch und durch historischen Gegenstand wie dem literarischen Text oder der dramatischen Aufführung zu rechtfertigen: einen Bezugspunkt, der sich einerseits durch seinen prekären epistemischen Status (der Traum ist ein „unmöglicher Gegenstand“, schreibt Petra Gehring), andererseits durch seine disruptive psychische Gewalt der sprachlichen Symbolisierung immer wieder entzieht; damit aber auch seiner Historisierung widerstrebt, scheinbar als immer gleiche Störung aus einem anthropologischen Außenraum in den Traum – und in den am Traum orientierten Text – einbricht.

Ich begann meine Arbeit am Wissenschaftskolleg auf Grundlage vorausgegangener Studien zur psychoanalytischen und psychologischen Traumforschung sowie zur Psychologie des Traumas (der Alptraum ist das Phänomen, das die bloß lexikalische Nachbarschaft der Begriffe *Traum* und *Trauma* auf unheimliche Weise realisiert). Sehr schnell wurde klar, dass die Tragödie als Kernzone der Interaktion zwischen dramatischem Text und Alptraum im geplanten Buch eine zentrale Stelle einnehmen wird, weil sie am ehesten Aufschluss über den gesuchten anthropologischen Zusammenhang verspricht. Die ersten Monate des Aufenthalts dienten daher vor allem der Erarbeitung einer festen Grundlage im Bereich Tragödientheorie (das Zusammentreffen mit Christoph Menke erwies sich in dieser Hinsicht als besonderer Glücksfall). Eine Skizze der Konzeption konnte ich im Januar im Rahmen des „Berliner Abends“ mit ehemaligen Fellows, u. a. mit Barbara Hahn, Lothar Müller und Ottmar Ette diskutieren. Das Kolloquium im März bot dann Gelegenheit, die konzeptuellen Grundlagen des Projekts erstmals im

Ganzen im Kreis der Fellows zu diskutieren. In dieser Diskussion wurde mir u. a. klar, wie stark das Vorhaben auf eine Infragestellung „hedonischer“, also auf der Vorstellung ästhetischen Lustgewinns dienender Poetiken zielt, zu denen *a limine* auch die aristotelische Katharsis-Theorie (also die wie auch immer genauer zu bestimmende Vorstellung einer therapeutischen Funktion unlustvoller Affekte in der tragischen Kunst) zu zählen ist. Mir wurde ferner deutlich, dass eine Poetik, die vom anthropologischen Datum der Symbolisierung von Angst in Alpträumen ausgeht, auf eine Alternative zum aristotelischen Katharsis-Begriff abzielt und wohl auch nur als solche formulierbar ist. Zugleich führten mir diverse Missverständnisse in der Diskussion vor Augen, wie stark die Vorstellung einer wie auch immer zu denkenden „Reinigung“ durch künstlerisch erzeugte Erregung im ästhetischen Bewusstsein von Kunst- und Literaturinteressierten verankert – mit anderen Worten: wie groß die Macht des aristotelischen Paradigmas ist. Dieses Paradigma fasst zum einen den Begriff der „tragischen Affekte“ sehr eng, es erkennt zum anderen diesen Affekten keine andere Funktion zu, als ‚abgeführt‘, zum Verschwinden gebracht zu werden. Eine Poetik, die stattdessen negativen Emotionen einen eigenen Erkenntnis- und Erfahrungswert zugesteht, muss sich ausdrücklich gegen dieses Paradigma behaupten, wenn sie nicht missverstanden werden will.

Parallel zur Auseinandersetzung mit der Theorie der Tragödie – und seit dem Frühjahr ausschließlich – arbeitete ich am ersten Drama Shakespeares. Bald stellte sich heraus, dass dieses in noch höherem Maß als die antike Tragödie zum Testfall des Vorhabens werden musste. Zwei Dramen standen im Zentrum meines Interesses: *Hamlet* mit der eschatologischen Entgrenzung des Alptraums („Oh God, I could be bounded in a nutshell, and count myself king of infinite space, were it not that I have bad dreams ...“) und *Richard III* mit der atemberaubenden Engführung von Alptraum und Geschichte („Dream on, dream on, of bloody deeds and death / Fainting, despair: despairing, yield thy breath“). Dieses letzte Stück erlaubt tiefe Einblicke in die (Wieder-)Entstehung des ersten Dramas in der frühen Neuzeit, konkret: ins Verhältnis von Tragödie und Historie. Eine Studie zur Temporalität des Alptraums in *Richard III* war das letzte größere Schreibprojekt, das ich Ende Juni am Wissenschaftskolleg abschließen konnte.

Ich darf eigentlich nicht schließen ohne eine Liste der Fellows und Partner meines Jahrgangs, aber auch der ehemaligen und ständigen Fellows, sowie der Mitarbeiter des Kollegs, deren Anregungen, Erinnerungen, Traumberichte, deren wohlwollende, ungläubige, kritische Fragen oder auch bloß stumm skeptische Blicke beim Mittagessen, im Kolloquium, an der Kaffeemaschine, an der Tischtennisplatte mir Inspiration,

Wunscherfüllung, Denkanstoß, Stachel im Fleisch waren. Diese Liste könnte langatmig erscheinen und wäre doch nur ein schwacher Trost im Moment des Abschieds. Sie darf daher entfallen. An ihrer Stelle kann ein Satz stehen, den meine Kollegin Victoria Braithwaite einer Gutachterkommission mit auf den Weg gab und der allen weiteren Evaluatoren des Wissenschaftskollegs ins Stammbuch geschrieben sei: *If you find anything wrong, please don't fix it!*